

## Arbeitsmarkt Deutschland: Der Lohn der heimlichen Flexibilität

# Fleiß zum Niedrigpreis

Wie es ist, wenn man so wenig verdient, daß man nur mit mehreren Jobs überlebt – während gleichzeitig Millionen andere gar keine Stelle haben

Von Corinna Emundts

**Wiesbaden**, im August – Fünf Uhr dreißig. Die 14jährige Claudia steigt wie jeden Morgen kurz aus dem Bett und rüttelt ihre Mutter wach. Anders ist Ursula Münch nicht aufzuwecken. Alles hat sie schon ausprobiert, zuletzt einen riesenhaften Wecker mit zwei Klingelhauben, der furchterregend schepperte. Die Nachbarn holte er aus dem Schlaf, sie nicht. Vielleicht mutet sie sich einfach zu viel zu, doch davon will sie nichts wissen. „Solange ich gesund bin, kann ich soviel arbeiten“, sagt sie in ihrem hessischem Dialekt, der immer etwas wurstig klingt.

Vor ihr liegt ein langer Tag: zwei Arbeitsstellen, mit einmal acht, einmal zwei Stunden, dazwischen vier Busfahrten, insgesamt gute drei Stunden mit zwölfmal umsteigen, dazu einkaufen, putzen, kochen für die Kinder. Sie ist immer in Eile, meistens rennt sie zur Bushaltestelle. Um die 800 Mark bleiben ihr netto in der Steuerklasse V aus ihrem Vollzeitjob bei einem McDonald's-Restaurant in Wiesbaden, wo sie 150 Stunden im Monat arbeitet. 610 Mark verdient sie sich im Nebenjob als Reinigungskraft in einer Wiesbadener Behörde. Ihr Mann bringt 2200 Mark netto als Industriekaufmann nach Hause, so kommen sie über die Runden.

### Dann lieber putzen

Ursula Münch ist auffällig ernst. Sie lacht nicht oft. „Es geht uns gut“, sagt sie in jedem Gespräch. Doch das, was man so betonen muß, ist eines ganz bestimmt nicht: selbstverständlich. Würden Herr und Frau Münch nur in Vollzeit arbeiten, läge ihr Einkommen unter Sozialhilfeniveau. Es stünde ihnen eine monatliche Hilfe zum Lebensunterhalt zu,

rechnet das Wiesbadener Sozialamt auf Anfrage vor. Das haben Münchs aber noch nie beantragt. Da gehe sie lieber putzen – auch wenn sie schon mal während einer Busfahrt im Stehen einschläft.

Sie ist zur McJobberin geworden, was man sonst nur aus den USA kennt – Menschen, die wegen niedriger Entlohnung nicht nur einen Arbeitsplatz haben, sondern zwei oder drei gleichzeitig. Frau Münch sieht ihren Mann unter der Woche nur nachts, wenn er schon schläft. Morgens, wenn sie aufsteht, ist er bereits weg. Wenn er nach Hause kommt, steht sie bei McDonald's hinter der Theke. Sie leistet sich den ausgedehnten Arbeitstag eines Spitzenmanagers, um diesen einen Satz sagen zu können: „Wir haben alles, was wir brauchen.“ Dabei geht es um Miete, Auto und Kleidung.

Ausflug in eine Arbeitswelt, von der viele nichts wissen und die doch längst Realität ist. Im Hochlohnland Deutschland existieren Branchen, in denen Beschäftigte trotz Vollzeitstätigkeit unter Sozialhilfeniveau geraten. Vor allem dann, wenn Kinder zu ernähren sind. Die Erfolgsgeschichte einer Firma wie McDonald's Deutschland, die binnen 27 Jahren 850 Restaurants aufbaute, wurde erst möglich durch niedrige Stundenlöhne – derzeit fangen sie bei 10,72 Mark an. Thomas Heyll, Geschäftsführer des Bundesverbandes der Systemgastronomie, dem Pizza Hut, Burger King und McDonald's angehören, empfahl in der Sendung Panorama Arbeitnehmern mit einem Nettolohn von 1500 Mark: „Entweder mehr Stunden arbeiten als die Regelarbeitszeit oder noch ein oder zwei weitere Jobs suchen.“ Das findet auch der schwäbische Dienstleistungs-

Unternehmer Peter Dussmann, der 37 000 Mitarbeiter weltweit beschäftigt, normal.

Die 40jährige Ursula Münch, Mutter von drei Kindern, arbeitet seit 25 Jahren mit einer einzigen Unterbrechung von sechs Monaten. Da hatte sie keinen Hortplatz für eine ihrer Töchter. Vor 14 Jahren fing sie bei ihrem jetzigen Arbeitgeber mit 8,65 Mark die Stunde an. Die meisten ihrer Kollegen sind Ausländer, darunter viele kinderreiche Familienväter. „Fast jeder geht nebenbei putzen oder Zeitungen austragen.“ Ihren Zweitjob hat sie sich 1988 zugelegt, als ihr Mann, ein gelernter Metzger, wegen eines Bandscheibenleidens zum Industriekaufmann umschulen mußte. Während der drei Jahre im Schulungszentrum bekam er 900 Mark im Monat. Daß sich ein Ehepartner um Haushalt und Kinder kümmert, ist für Angehörige der unteren Lohngruppen reine Utopie. „Es ist ein zunehmendes Phänomen, daß es Arbeiter- und einfache Angestelltentätigkeiten gibt, die ein Familieneinkommen nicht mehr sichern“, sagt Lutz Bellmann vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit.

Herr Münch erscheint nicht zum vereinbarten Interview. Er will später überhaupt nicht mehr, daß sein voller Name in der Zeitung steht. „Zuviel Streß in der Arbeit“, sagt Frau Münch. Vielleicht ist es ihm peinlich, darüber zu reden, wie so vielen: Es ist leicht, heutzutage Gesprächspartner zu finden, die in Talkshows über ausgefallenste Sex-Praktiken berichten. Es ist schwer, Menschen zu finden, die erzählen, warum sie einen zweiten Job annehmen mußten. „Armut in der Arbeit“, auch „prekärer Wohlstand“ genannt, liegt in der gesellschaftlichen Tabuzo-

ne. Nicht, daß es sie nicht gäbe. Da ist der junge Polizist, der nebenbei Regale im Supermarkt einräumt, die Angestellte im öffentlichen Dienst, die die Miete in München ohne Nebenjob nicht mehr zahlen kann. Da ist der Drucker in Wiesbaden, dem netto 1800 Mark bleiben und der deshalb nebenbei Burger verkauft. Sie eint die Angst, den Job zu verlieren, sollte der Hauptarbeitgeber etwas davon wissen. Man erfährt von ihnen über Gewerkschaftssekretäre, Personal- und Betriebsräte – oder über den Inhaber der Hamburger Nebenjob-Zentrale, Rainer Wolf. Der stellt allerdings fest, daß er diejenigen, die am schlechtesten verdienen, meistens schwer vermitteln kann – wie etwa Verkäufer, bei denen Bruttolöhne unter 2000 Mark nicht selten sind, Angestellte bei Zeitarbeitsfirmen oder Krankenschwestern; ihre Arbeitszeiten sind zu unregelmäßig.

1995 gab es nach einer Analyse des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) 3,4 Millionen Nebenerwerbstätige. Nicht jeder arbeitet allerdings nebenbei, weil er die Existenz sichern müßte. Seit 1978 hat sich jedoch die Zahl derjenigen, die voll arbeiten, aber nicht einmal halb soviel wie der Durchschnittsverdiener bekommen, auf elf Prozent erhöht. Sie gelten als arm, legt man jedenfalls die auch von der EU-Kommission benutzte Definition zugrunde, nach der Armut unterhalb der Hälfte des Durchschnittseinkommens beginnt. Die Gruppe derer, die nur ein Viertel des Durchschnitts verdienen, ist um mehr als ein Drittel größer geworden. „Wohl dem, der einen Nebenjob ergattern kann“, sagt Claus Schäfer vom Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut (WSI). Immer mehr Menschen müßten mit weniger

Geld auskommen, und das zu kompensieren, gelinge nicht jedem. Angestellte bei der Sicherheitsfirma Raab-Karcher arbeiten im Revier- und Streifendienst bis zu 288 Stunden pro Monat für tariflich festgelegte 12,49 Mark pro Stunde, um auf einen ordentlichen Lohn zu kommen.

Wächst aber nicht das Vermögen der deutschen Privathaushalte jährlich, zuletzt auf 5,3 Billionen Mark? Wo Geld ist, kommt mehr Geld hinzu, berichtet das DIW. Gleichzeitig aber steigt die Zahl der überschuldeten Haushalte. Vor allem Menschen mit geringen Einkünften hätten laut DIW 1997 mehr ausgegeben, als sie verdienten. Die Unternehmergewinne sind 1997 überdurchschnittlich gewachsen, während die Nettolöhne um 1,7 Prozent gesunken sind.

Münchs haben 1994 einen Kredit aufgenommen, als sie dachten, sie könnten ihn leicht abzahlen: Herr Münch hatte nach seiner Umschulung eine Bürostelle bei einem Fleischereigroßhandel in Frankfurt gefunden, die älteste Tochter war aus dem Haus und verdiente als Zahnarztshelferin eigenes Geld. Herr Münch war immer um halb vier aufgestanden, um mit dem Zug zur Arbeit zu fahren, nun sollte ein Auto her. Und eine Waschmaschine sowie ein paar neue Möbel – „wir hatten vorher alles aus *second hand*; die Küche, die Couch, den Kühlschrank“, sagt Ursula Münch fast entschuldigend. Sie unterschrieben bei einem privaten Geldinstitut einen Kreditvertrag über 20 000 Mark, ohne das Kleingedruckte zu lesen. Nun müssen sie in monatlichen Raten von 1000 Mark fast das Vierfache abstottern.

Frau Münch klagt nicht. Sie sagt nur, sie dürfe nicht krank werden, „wer soll dann meine Arbeit machen?“ Der Fußboden in ihrer Wohnung ist aus Linoleum – gut zu

reinigen, denn sie will, daß immer alles sauber ist. Auf dem staubfreien Fensterbrett des Badezimmers, das eher einem Schlauch gleicht, sind ein paar Drogerieartikel aufgereiht wie Ausstellungsstücke. In der Mitte leuchtet der grüne Flakon eines Joop!-Parfums. Zum Kaffee gibt es haltbare Milch vom Penny-Markt. „Früher hielten die Nachbarn uns für Asoziale, wegen der drei Kinder.“ Wie bei den Türken, habe es geheißt, jedes Bonbonpapier wurde ihr auf die Fußmatte vor der Wohnungstür gelegt. Sie will sich abgrenzen von ihren Mitbewohnern in der Mietskaserne voller Sozialwohnungen. Das ist das einzige, was Münchs angenommen haben: eine Sozialwohnung. 900 Mark zahlen sie monatlich für 65 Quadratmeter, nicht viel für die saubere Beamtenstadt Wiesbaden. Doch sie leben in der Vorort-siedlung Hochfeld-Erbenheim, die als sozialer Brennpunkt mit vielen Arbeitslosen- und Sozialhilfeempfängern gilt. Durch den Ruf der Bewohner hat die am Rande des Hochfelds gelegene Gesamtschule ein „Akzeptanzproblem“, wie Klaus Gläser, deren pädagogischer Leiter, sagt. Wer kann, schickt seine Kinder lieber in die Stadt auf andere Schulen.

Ursula Münch trägt die Girlie-Shirts und enganliegende Hosen ihrer Töchter. Die Füße stecken in schwarzen Lederturnschuhen von Buffalo mit bordsteinhoher Gummisohle, wie sie die Mädchen an der Hochfeld-Schule alle anhaben. Es sind jene Schuhe, aus denen ihre Töchter herausgewachsen sind. Ein Paar kostet immerhin um 200 Mark. Sie kauft im Schlußverkauf ein, „da kriegt man Markenware billig“. Darauf bestehen ihre Töchter. „Die Kinder machen sich über andere lustig, die keine Marken tragen.“

Familien wie die Münchs könnten Vorrei-

ter sein für eine Gesellschaft, über die bereits laut nachgedacht wird; mit gekürzten Sozialleistungen und noch niedrigeren Löhnen. Im britischen Wales zahlen Sicherheitsfirmen 7,20 Mark die Stunde – dort liegt die Arbeitslosenquote inzwischen unter sechs Prozent. Arbeitgeberpräsident Dieter Hundt fordert einen neuen Niedriglohnbereich von 1300 bis 2300 Mark brutto, der um 30 Prozent unter den untersten Tariflöhnen läge. Horst Siebert vom Institut für Weltwirtschaft plädiert für eine stärkere Lohnspreizung, „weil ich keinen anderen Weg sehe, das Problem des Arbeitsmarktes zu lösen“. Daß Einkommensschwache dann einen zweiten Job annehmen müßten, findet er akzeptabel. Doch viele Experten äußern sich zurückhaltend. Wie Claus Schäfer warnt Meinhard Miegel, Mitglied der bayerisch-sächsischen Zukunftskommission, vor den Folgen einer solchen Entwicklung: „Möglicherweise zahlt man für diese Art von Beschäftigung einen hohen sozialen Preis.“

### Das Kind kocht

Häufig schaffen es die Eltern mit mehreren Jobs nicht, ihre Zeit so einzuteilen, daß immer einer für die Kinder da ist. Die Münchs seien da die Ausnahme, sagt Pädagoge Gläser. Er beobachtet an seiner Schule eine Zunahme der McJob-Familien mit entsprechenden Betreuungsdefiziten. So mindern die Eltern, indem sie ihren Lebensstandard sichern, die Zukunftschancen ihrer Kinder. Oft merkt man den Kindern die Abwesenheit der Eltern an: Sie kommen ohne Frühstück und Pausenbrot in die Schule, ihre Haare sind nicht geschnitten oder ihre Kleider schmutzig. Sie müssen aus der Hausaufgabenbetreuung früher gehen, um den Haushalt zu machen, sind sich selbst und dem Fernseher überlassen.

Spaghetti mit Tomatensoße hat die Achtkläßlerin Claudia Münch heute gekocht, die Mutter war nicht da, kommt später und wärmt sich einen Teller in der Mikrowelle auf, bevor sie zu McDonald's eilt. Claudia weiß, daß es für die Eltern schwierig ist, wenn sie als Torwart im Fußballverein oft neue teure Lederhandschuhe braucht. Jetzt kommt noch das Kickboxen dazu mit 60 Mark im Monat. „Ich sage nicht: Ich brauche das, sondern ich frage, ob es geht.“ Ihre Freunde wissen, daß die Mutter bei McDonald's arbeitet. Nur von ihrem Nebenjob sollen sie nichts erfahren. „Wenn meine Mutter in der Schule putzen würde, das würde einem auf die Nerven gehen.“ Die Sommerferien verbringen sie mit ihren Eltern zu Hause. Claudias 13jährige Schwester Sylvia stützt ihr Kinn auf den Ellenbogen und gibt sich cool: „Daß andere in Urlaub fahren, macht mir gar nicht aus, hier ist es eh schöner.“

Abends um zwölf kommt Ursula Münch nach Hause. Ihr Blick wirkt nach dem langen Tag wie gelähmt, wie nach einem Schock. Aber sie ist einfach nur müde. „Mit selbst verdientem Geld ist man viel ruhiger“, sagt Ursula Münch. Alles alleine zu schaffen, habe sie selbstsicherer gemacht. Sie klingt stolz, so wie sie auch von den guten Schulleistungen ihrer beiden Töchter spricht. „Meine Mutter ist auch nebenbei putzen gegangen, mein Vater hat als Schlosser Geld dazu verdient.“ Warum bildet sie sich nicht weiter, um mehr verdienen zu können? „Das kostet Geld – wo soll ich das hernehmen?“ Ihre Töchter allerdings, sagt Ursula Münch, sollen studieren können und eine bessere Arbeit haben als sie.

„FAST JEDER geht nebenbei putzen oder Zeitungen austragen“: Ursula Münch will keine Sozialhilfe.

Bostelmann/argum